

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 41 (1937-1938)
Heft: 14

Artikel: Das Gemeindegeld : Roman. Teil 16
Autor: Ebner-Eschenbach, Marie v.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669774>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XLI. Jahrgang

Zürich, 15. April 1938

Heft 14

Ostern.

Längst fegte von des Daches Firt
Lenzluft die letzten Flocken,
Die braune Knospenhülle birft
Den blassen Blumenglocken.
Grün überspinnt sich Wald und Feld
In künstiger Frühlingsahnung,
Und durch die froherwachte Welt
Mit Vogelsang
Und Glockenklang
Ertönt die Ostermahnung!

Vom Eis befreit, mit Brausen springt
Der Gießbach keck zu Tale;
Sein Donnern und sein Rauschen klingt
Gleich markigem Lobchorale.
Heraus nun aus dem engen Bann
Der dumpfen Winterklause!
In Flur und Wald, in Tal und Tann
Wölbt schon gemach
Das Blätterdach
Sich uns zum luftigen Hause!

Wie einst zur Gruft der Heiland kam,
Daß Lazarum er wecke,
So kam der Lenz, und leise nahm
Er fort des Winters Decke.
Nun tritt des Lebens blühende Lust
Rings aus des Todes Schleiern;
Drum laßt mit dankerfüllter Brust
Bei Duft und Sang
Und Glockenklang
Das Osterfest uns feiern!

Gottfried Bedet.

Das Gemeindekind.

Roman von Marie v. Ebner-Eschenbach.

(Fortsetzung.)

16

Babel schritt langsam über den Platz, der ihm einst einen so großen Eindruck gemacht und für dessen Herrlichkeiten er heute keinen Blick hatte. Das Glücksgefühl über das unerwartete Wieder-

sehen mit Milada zitterte noch eine Weile in ihm nach, wich aber bald einer jede andre verdrängenden Empfindung qualvoller Besorgnis und füllte seine Seele mit Leid und mit Reue.

Er hätte sich nicht fortweisen lassen dürfen, wie

er es in feiger Schüchternheit getan, er hätte bleiben und der Frau Oberin sagen sollen: „Mir bangt um meine Schwester, sehen Sie nicht, daß sie sich verzehrt in Arbeit, Gebet und Buße?“ Das wäre seine Pflicht gewesen, wohl auch sein Recht. — Der Gedanke, einmal gefaßt, und sogleich ward er auch zum Entschluß. Pabel kehrte nach dem Kloster zurück und zog an der Glocke.

Es wurde nicht geöffnet, aber an einem in der Tür angebrachten kleinen Gitter kam ein Auge zum Vorschein; die Pförtnerin fragte nach dem Begehre des Schellenden. Zögernd gab Pabel Antwort und erhielt den Bescheid, die Frau Oberin sei nicht zu sprechen. Die Klappe hinter dem Gitter schloß sich.

Was tun? Bochen, Stürmen, den Einlaß erzwingen, auf die Gefahr hin, den Untwillen der frommen Frau auf sich zu laden? . . . Und wenn dies geschah — wer würde für Pabels Vergehen büßen, mehr büßen wollen als müssen? — Milada. Er wußte es wohl und trat von neuem seine Wanderung an.

Am Ende der Stadt, in unmittelbarer Nähe der Brücke, stand ein Einkehrhaus und davor eine breitstächtige Linde, die ein paar mit dünnen Füßen in die Erde eingelassene Tische und Bänke beschattete. Pabel nahm auf einer der letzteren Platz, er war hungrig und durstig und rief nach Bier und Brot. Aber als das Verlangte ihm gebracht wurde, vergaß er zu essen und zu trinken.

Im Hofe des Gasthauses ging es lebhaft zu. Ein Stellwagen war angekommen und hatte einige Reisende abgesetzt, von denen sich zwei in lebhaftem Streit mit dem Kutscher wegen des von ihm geforderten Trinkgeldes befanden. Eine alte Frau vermischte ein Bagagestück und durchstöberte, zum Verdruß der andern Fahrgäste, den kleinen Berg von Mantelsäcken und Bündeln, der unter dem Türbogen zusammengetragen worden war.

Diesen Vorgängen schenkte Pabel anfangs nur eine flüchtige Aufmerksamkeit; aber sie wurde sehr rege, als ihm plötzlich ein Köfferchen, ein Pelz und ein Knotenstock auffielen, die er neben dem Eckstein auf der Erde liegen sah. Das waren ja drei alte Bekannte! . . . besonders der Stock, der hatte ihm einmal recht lustig auf dem Rücken getanzt.

Ohne sich zu besinnen, rief er laut: „Herr Lehrer, Herr Lehrer! Sind Sie da?“ sprang auf und wollte ins Haus stürzen . . . da trat ihm Habrecht schon mit ausgebreiteten Armen entgegen.

„Alle guten Geister! Pabel . . .“

„Woher? wohin?“ fragte der Bursche.

„Wohin? Zu dir! Dich wollte ich besuchen und treffe dich auf meinem Wege. Ein glücklicher Zufall, ein gutes Omen!“

„Sie haben mich besuchen wollen — das ist schön, Herr Lehrer.“

„Schön? Ja, warum nicht gar . . . Aber sag mir nicht ‚Herr Lehrer‘ — ich bin kein Lehrer mehr . . . das ist alles vorbei. Ich bin ein Jünger geworden, und“ — er spitzte die Lippen und sog die Luft mit tiefem Behagen ein, als ob er von etwas Köstlichem spräche, „und ein neues Leben beginnt.“

Pabel war erstaunt und sprach: „Hat denn das neue Leben noch nicht begonnen?“

„War nichts, ist durchaus mißraten,“ erwiderte Habrecht kopfschüttelnd, „sollst hören, wie. Komm ins Haus. Unter der Linde — ein schöner Baum . . . werde mich vielleicht sehr bald nach dem Anblick einer solchen Linde sehnen — ist's mir zu frisch . . . Komm, lieber Mensch, ich habe viel für dich auf dem Herzen und will auch viel von dir hören, ehe wir uns trennen, voraussichtlich — auf Nimmerwiedersehen.“

Er bestellte ein Mittagessen für sich und Pabel, ließ das beste Zimmer des ersten Stocks aufsperrn und erklärte sich ungemein zufrieden, als ihm eine große Stube angewiesen wurde, deren Einrichtung aus zwei schmalen Betten mit hochaufgetürmten, rosenfarbigen Kissen, aus einem mit Wachseleintwand überzogenen Tisch und aus vier Sesseln bestand. Auch die trübe Suppe und den noch trüberen Wein, das ausgewässerte Rindfleisch und die halb rohen Kartoffeln, die der Wirt ihm vorsetzte, begrüßte er mit unbedingten Lobeserhebungen. Sein eigenes Nahrungsbedürfnis war nicht größer als das eines indischen Büßers, aber seinen Gast munterte er fortwährend auf: „Trink und trink, laß dir's schmecken, das Mahl ist gut, und ich würze es dir mit nützlichen Gesprächen, mit der Quintessenz meiner Erfahrungen.“

Er begann zu erzählen, geriet in immer erhöhtere Stimmung, hielt es nicht lange aus auf einem Platze, sprach jetzt stehend, jetzt sitzend, jetzt im Zimmer hin und her schwirrend und stets mit eigentümlich hastigen Gebärden.

Ja, das war ein Irrtum gewesen, das mit dem Glauben an die neue Lebenssonne, die ihm in dem neuen Wirkungskreise aufgehen würde. Die Gespenster der toten Vergangenheit huschten nach in die lebendige Gegenwart und richteten Ver-

wirrung und Hader an, wo Klarheit und Frieden herrschen sollten. Zu gut hatte Habrecht es machen wollen, zu viel Eifer an den Tag gelegt, sich zu demütig um Gunst beworben — dies alles, verbunden mit dem Fleiße, seiner strengen Pflichterfüllung und makellosen Lebensführung, erweckte Mißtrauen. „Der Mann muß ein schlechtes Gewissen haben,“ sagten die Leute.

„Spürst du was?“ fragte Habrecht. „Als ich das hörte, grinste das Gespenst mich an, von dem ich im Anfang gesprochen habe. Wäre ich gewesen wie einer, der nichts gutzumachen hat — hätt' ich's nicht zu gut machen wollen, wäre meinen geraden Weg einfach und schlicht gegangen, unbekümmert um fremde Wohlmeinung . . . Noch eins! Sie sind dort noch viel rabiater tschechisch als hier, mein deutscher Name verdroß sie. Sie haben bei mir deutsche Gesinnungen gesucht, bei mir, dem die Erde eine Stätte der Drangsal ist und jeder Mensch ein mehr oder minder schwer Geprüfter! Ich werde einen Unterschied machen, ich werde sagen: am Wohlergehen dessen, der hüben am Bach zur Welt gekommen, liegt mir mehr, als am Wohlergehen dessen, der drüben geboren worden ist . . . Es gibt eine Nation, ja, eine, die leitet, die führt, die voranleuchtet; alle tüchtigen Menschen — der anzugehören wär ich stolz . . . Was jeden anderen Nationalitätenstolz betrifft“ — er griff sich an den Kopf und lachte, „Nartheit, unwürdig des Jahrhunderts. Das ist mein Gefühl . . . Gefällt euch mein Name Habrecht nicht — sagte ich, nennt mich Mamprav, mir gilt das gleich . . . Nun, damit, daß ich bereit war, ihnen auch in der Sache nachzugeben, damit hab' ich's ganz verschüttet. Jetzt war ich ein Spion, der sie kirren wollte, Gott weiß, in welchem Interesse. Und jetzt trat ich auf Schlangen bei Tritt und Schritt. Zuletzt konnte ich beim Bäcker kein Stück Brot mehr bekommen für mein gutes Geld, und bei der Höckerin keinen Apfel . . . O, die Menschen, die Menschen! Man muß sie lieben — und will ja —, aber manchmal graut einem. Es graut einem sogar sehr oft.“

Die Erinnerung an das jüngst Erlebte drückte ihn nieder, er blieb eine Weile still. Bald jedoch gewann seine unverwüsthliche Lebhaftigkeit die Oberhand, und neuerdings ließ er den Strom seiner Rede sprudeln und vergaß, von ihm hingerrissen, auf die Begriffsfähigkeit seines Zuhörers Rücksicht zu nehmen. Pavels Interesse für die Auseinandersetzungen seines alten Gönners hatte große Mühe, sich dem mangelhaften Verständnis

gegenüber, das er ihnen bieten konnte, zu behaupten.

Die letzte Prüfung, die Habrecht bestanden hatte, war bitter, aber kurz gewesen. Ein Freund, ein einstiger Schulkamerad, mit dem er in steter Verbindung geblieben war, erschien eines Morgens bei ihm als Erlöser aus aller Pein und Not. Zwischen den Schicksalen beider Männer bestand eine gewisse Ähnlichkeit, und es war die außerordentliche Übereinstimmung ihrer Sinnesart, die ihren Seelenbund trotz jahrelanger Trennung aufrechterhalten hatte. Sie beschloßen in der ersten Stunde des Wiedersehens, die Fortsetzung des Lebenskampfes Seite an Seite aufzunehmen. Für die Mittel, sich auf das von ihnen gewählte Schlachtfeld zu begeben, sorgte der Freund, sorgten die Freunde des Freundes. Diese lebten in Amerika in Wohlhabenheit und Ansehen und gehörten zu den eifrigsten Aposteln einer „ethischen Gesellschaft“, deren Zweck die Verbreitung moralischer Kultur war und die täglich an Anhang und Einfluß gewann.

„Bekenner einer Religion der Moral nennen sie sich,“ rief Habrecht; „ich nenne sie die Entzündeter und Hüter des heiligsten Feuers, das je auf Erden brannte, und dessen Licht bestimmt ist, auf dem Antlitz der menschlichen Gemeinde den Widerschein einer edlen, bisher fremden Freude wachzurufen . . . Ihre Botschaft ist zu mir gedrungen in Gestalt eines Buches, dergleichen noch nie eines geschrieben wurde . . . O lieber Mensch! ein Wunderbuch, und hat bei mir beinahe das ausgestochen, was du einst, du Tor, ein Hexenbuch nanntest . . . Ich folge der Botschaft; ich gehe hinüber, etwas zu suchen, das ich verloren und ewig vermisst habe: eine Anknüpfung mit dem Jenseits. Eins von beiden brauchen wir, wir armen Erdenkinder, ein — wenn auch noch so geringes — Wohlergehen oder einen Grund für unsre Leiden; sonst werden wir traurig, und das ist eines Wackeren unwürdig.“

Hier unterbrach ihn Pabel zum ersten Male: „Ist Traurigkeit unwürdig?“

„Durchaus. Traurigkeit ist Stille, ist Tod; Heiterkeit ist Regsamkeit, Bewegung, Leben.“ Er blieb vor dem Tische stehen, sah Pabel forschend an und sprach: „Sie fehlt dir noch immer, die Heiterkeit, du bist nicht munterer geworden . . . Und wie geht es dir im Dorfe?“

„Besser,“ erwiderte Pabel.

„Das läßt sich hören. Seit wann denn?“

„Seitdem ich es ihnen einmal gesagt und gezeigt habe.“

„Gesagt, oh! — gezeigt, oh, oh! . . . Wie gezeigt? Hast sie geprügelt?“

„Fürchterlich geprügelt.“

„Ei, ei, ei!“ Habrecht machte ein bedenkliches Gesicht und kreuzte die Arme. „Nun, lieber Mensch, Prügel sind nicht schlecht, aber nur für den Anfang, durchaus nur! Und überhaupt nie mehr als ein Palliativ . . . Salbader freilich verstehen von Radikalmitteln nichts, leugnen darum auch, daß es solche gebe. Sei kein Salbader!“ schrie er den erstaunten Pabel an, der sich nicht einmal eine ungefähre Vorstellung von dem machen konnte, was damit gemeint war.

Und nun forderte Habrecht ihn auf, zu sprechen: „Ich habe dir meine Generalbeichte abgelegt, laß mich die deine hören.“ Er begann ihn auszufragen, verlangte von dem Tun und Lassen seines ehemaligen Schütlings genaue Rechenschaft und erhielt sie, so rasch die Ausrufungen, Betrachtungen und guten Ratschläge, mit denen er Pabel fortwährend unterbrach, es erlaubten. Dem aber war das ganz recht, störte ihn nicht mehr, als das Geräusch eines murmelnden Baches getan hätte, und gab ihm Zeit, nach jedem Satz seine Gedanken zu sammeln und einen passenden Ausdruck für sie zu suchen. Endlich hatte er ja doch sein fest verschlossenes, übervolles Herz in das seines wunderlichen Freundes ausgeschüttet.

Sie befanden sich beide in feierlicher Stimmung. Der alte Mann legte dem jungen die Hände aufs Haupt und sprach einen warmen Segen über ihn.

„Der Vernunft und deiner Nährmutter, der Gemeinde, nach,“ schloß er, „hätte ein schlechter Kerl aus dir werden müssen; statt dessen bist du ein tüchtiger geworden. Mach so fort, schlag ihnen ein Schnippchen ums andere, arbeite dich hinauf zum Bauer. Werde ihr Bürgermeister.“

Pabel machte größere Augen als je in seinem Leben und sah den Lehrer mit einem zugleich stolzen und ungläubigen Lächeln an. Habrecht nickte hastig:

„Ja, ja! Und wenn du's bist, dann zahl ihnen mit Gutem heim, was sie Ables an dir getan haben.“

Der Abend brach an, die Stunde der Abfahrt nahte, und Habrecht wurde von fieberhafter Unruhe ergriffen. Er forderte seine Rechnung, bezahlte, schenkte den Versicherungen des Wirtes, daß es zum Ausbruch viel zu früh sei, kein Gehör,

verließ das Haus und schlug, von Pabel gefolgt, der das Köfferchen, den Pelz und den Stock trug, im Eilmarsch den Weg zum Bahnhof ein.

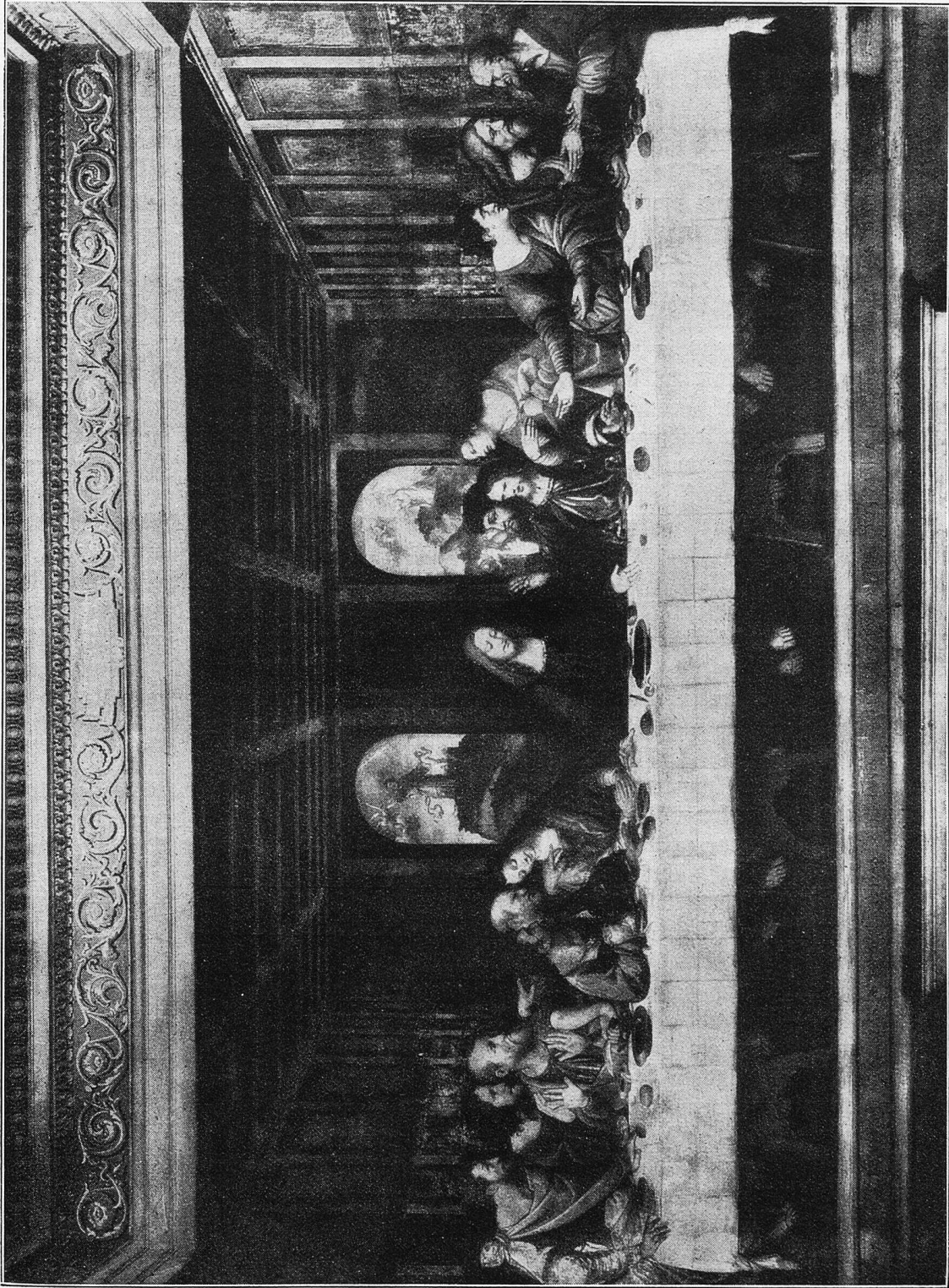
Als er dort anlangte und fragte, ob er noch zurecht komme zum Abendzuge nach Wien, wurde er ausgelacht, was ihn beruhigte.

Ein heftiger Sturm hatte sich erhoben und schüttelte die vor dem Stationsgebäude gepflanzten Akazienbäume, daß es ein Erbarmen war; aus den grauen, jagenden Wolken fegte kalter Strichregen nieder. Habrecht achtete dessen nicht und setzte seinen ehrwürdigen Frack, den er auch zu dieser Reise angelegt hatte, schonungslos den Unbilden der Witterung aus. Nur seinem grauen langhaarigen Zylinder gewährte er den Schutz eines über ihn gebreiteten und unter den schnörkelförmigen Krempe befestigten Taschentuchs und pendelte so neben Pabel auf dem Perron hin und her und sprach ohne Unterlaß.

Nachdem die Kasse geöffnet worden und er ein Billett gelöst hatte, kannte seine Ungeduld keine Grenzen mehr. Er zog seine Uhr, der des Bahnhofes traute er nicht. Zehn Minuten noch . . . möglicherweise konnte aber der Zug gerade heute um fünf Minuten früher eintreffen, und da man dann in fünf Minuten scheiden mußte, warum nicht lieber gleich? Er bat Pabel inständigst, heimzugehen, sich feinnetwegen nicht länger aufzuhalten. Vorher aber zwang er ihn noch, fast mit Gewalt, seine Uhr anzunehmen.

„Ich brauche sie nicht mehr, mein Freund hat eine. Denk nach: wenn immer auf zwei Menschen eine Uhr käme, was wäre das für ein günstiges statistisches Verhältnis! — Leb wohl, geh jetzt.“

Mit einer Hand schob er ihn fort, mit der andern hielt er ihn zurück. „Meine letzten Worte, lieber Mensch, merk sie dir! Präge sie dir ins Hirn, in die Seele. Gib acht: Wir leben in einer vorzugsweise lehrreichen Zeit. Nie ist den Menschen deutlicher gepredigt worden: Seid selbstlos, wenn aus keinem edleren, so doch aus Selbsterhaltungstrieb . . . aber ich sehe, das ist dir wieder zu hoch — anders also! In früheren Zeiten konnte einer ruhig vor seinem vollen Teller sitzen und sich's schmecken lassen, ohne sich darum zu kümmern, daß der Teller seines Nachbarn leer war. Das geht jetzt nicht mehr, außer bei den geistig völlig Blinden. Allen übrigen wird der leere Teller des Nachbarn den Appetit verderben — dem Braven aus Rechtsgefühl, dem Feigen aus Angst . . . Darum Sorge dafür, wenn du deinen Teller füllst, daß es in deiner Nachbar-



Das heilige Abendmahl von Ponte Capriata.

Photo G. Nüedi & H. Eugano.

schaft so wenig leere als möglich gibt. Begreifst du?"

„Ich glaube, ja.“

„Begreifst du auch, daß du nie eines Menschen Feind sein sollst, auch dann nicht, wenn er der deine ist?"

„So etwas,“ erwiderte Babel, „hat mir schon meine Schwester gesagt.“

Habrecht drückte seine Freude an dieser Übereinstimmung aus und fuhr fort: „Ferner verlerne das Lesen nicht. Ich habe aus meinem Vorrat von Schulbüchern, ehe ich ihn verschenkte, sechs Stück für dich beiseitegebracht — du wirst sie durch die Post erhalten —, schlichte Büchlein, von unberühmten Männern zusammengestellt; wenn du aber alles weißt, was in ihnen steht, und alles tust, was sie dir anraten, dann weißt du viel und wirst gut fahren. Lies sie, lies sie, immer, und wenn du mit dem sechsten fertig bist, fange mit dem ersten wieder an... Was das Allerschwierigste im Leben betrifft, die süßeste, die grausamste, die mächtigste und fürchterlichste aller Leidenschaften — ich mag sie gar nicht nennen —, so meine ich, du wärst abgeschreckt und könntest es bleiben. Sie ist dir am Quell vergiftet worden, bei ihrem ersten Ursprung, das hilft manchmal für immer. Du hast es mit ihr so schlecht getroffen, wie dein aufrichtiger Freund, für den ich mich halte, es dir nicht besser hätte wünschen können.“

Auf dem Bahnhofe waren immer mehr Leute zusammengelassen, ein erstes Glockenzeichen wurde gegeben, aus der Ferne gellte ein Pfiff. Habrecht merkte von alledem nichts, er hatte Babel am Rock gefaßt und redete hastig und heftig in ihn hinein:

„Nicht jeder braucht einen Hausstand zu gründen; das ist der größte Wahn, daß man eigene Kinder haben müsse — es gibt Kinder genug auf der Welt... und je besser ein Vater ist, desto weniger hat er von seinen Kindern — wer fühlt edel und selbstlos genug, um sich zutrauen zu dürfen, er werde ein guter Vater sein?... Und dein Ruf, lieber Mensch, achte auf deinen Ruf, du weißt schon, die gewisse Tafel, die blank sein muß — die deine war sehr verkrizelt... puz, fege, strebe vorwärts... glaube: wenn du heute nicht etwas besser bist, als du gestern warst, bist du gewiß etwas schlechter...“

„Herr Lehrer,“ wollte Babel ihn aufmerksam machen, als nun zum zweiten Mal geläutet wurde; aber unter dem Zipfel des Taschentuches

hervor, das sich aus der Hutfrempe losgelöst hatte und nun, vom Winde bewegt, Habrechts Gesicht umflog, sah dieser ihn liebevoll an und fuhr fort:

„Wende mir nicht ein: das sind lauter zu hohe Grundsätze für unsereinen, gehen Sie damit zu denen, die ohnehin schon hoch stehen, wir sind geringe Leute, für uns ist auch eine geringere Moral gut genug... Ich sage dir, gerade die beste ist für euch die rechte, ihr Gerungen, ihr seid die Wichtigen, ohne eure Mitwirkung kann nichts Großes sich mehr vollziehen — von euch geht aus, was Fluch oder Segen der Zukunft sein wird...“

„Herr Lehrer, Herr Lehrer! Es ist Zeit,“ sagte Babel, und Habrecht versetzte:

„Eure Zeit, jawohl — und was ihr aus derselben macht, das wird...“

„Einstiegen!“ rief es dicht an seinem Ohr, und er sah sich um, sah den Zug dastehen und erschraf furchtbar. „Dritte Klasse nach Wien!“ schrie er, rannte auf den ihm vom Schaffner bezeichneten Waggon zu und erklomm ihn mit nicht gerade anmutiger, aber wunderbarer Behendigkeit.

Babel eilte ihm nach und reichte ihm seine Effekten in den Wagen, in dem Habrecht unter vielen Entschuldigungen einen Platz gefunden hatte. Ein neuer Pfiff, der Zug setzte sich in Bewegung, eine kleine Strecke konnte ihn Babel in scharfem Laufe begleiten.

„Gott behüte Sie, Herr Lehrer!“ schrie er, und durch das Brausen der davonrollenden Lokomotive und aus Rauch und Dampfswolken kam die Antwort:

„Und dich, lieber Mensch, Amen, Amen, Amen!“

Am späten Abend, nachdem Babel heimgekommen war, fütterte er seinen Hund, nahm eine Haue und grub dem Steine nach, den er unter die Schwelle seines Hauses versenkt hatte. Lamur saß daneben und warf aus verdrießlich zugekniffenen Augen so scheele Blicke auf die Arbeit seines Herrn, leckte sich die Nase so oft und sah so verächtlich drein, daß Babel seine üble Laune bemerken mußte.

„Ist dir's vielleicht nicht recht?“ fragte er.

Ein höhnisches Zähnefletschen war die Antwort.

Babel hatte aber den Stein aus der Erde gehoben, betrachtete ihn, wog ihn in der Hand und fand ihn kleiner und leichter, als er sich ihn vorgestellt hatte.

„Da ist er, schau — nimm“ sagte er und hielt ihn dem Hunde hin, der ihn in die Schnauze nahm und seinem Herrn nachtrug.

Am Brunnen angelangt, an dem ihre erste Begegnung stattgehabt hatte, nahm Babel dem

Hunde den Stein aus dem Maul und schleuderte ihn ins Wasser, in dem er mit einem lauten Glucksen versank.

Lamur gab durch Knurren seine Mißbilligung zu erkennen. (Fortsetzung folgt.)

Palmsonntag.

Mildes, warmes Frühlingswetter!
Weh mich an, du laue Luft!
Allen Bäumen wachsen Blätter,
Veilchen senden süßen Duft.

Zu des alten Domes Hallen
Hell und menschenreich der Pfad;
Frohe Botschaft hör ich schallen,
Daß der Liebeskönig naht.

Eilet, geht ihm doch entgegen,
Wandelt mit ihm Schritt vor Schritt
Auf den blutbesprengten Wegen
In den Garten, wo er litt.

Habt ihr auch die Nähr vernommen,
Wie der Frühling mit ihm zieht
Und im Herzen aller Frommen
Süßes Wunder schnell erblüht?

Kindlein stehn mit grünen Zweigen
Um den heiligen Altar,
Und die Engel Gottes neigen
Sich herab zur Kinderschar.

Blüht empor, ihr Himmelsmaien!
Palmen blüht aus meiner Brust!
Christi Wege zu bestreuen,
Der euch hegt in Lieb und Lust.

Max von Schenkendorf.

Von Passau bis Budapest.

Eine Donaufahrt von Ernst Eschmann.

(Fortsetzung.)

Von Wien nach Budapest.

Wenn die Donau sonst gerne vergnügliche Extratouren machte und nach allen Richtungen ausholte, scheint sie von Wien an sich anders besonnen zu haben. Es ist, als ob sie allen Übermut abgelegt hätte. Gerne behält sie die einmal eingeschlagene Richtung bei und weicht nur unwesentlich von ihr ab. Die Ufer sind auch flacher geworden, und links- und rechtsseitig dehnen sich unendliche Ebenen hin. Erst, wenn wir Budapest näher kommen, rücken wieder Hügel und niedere Höhenzüge an den Strom und schaffen bewegtere Abwechslung.

Auch die Ortschaften sind selten geworden. Nach Bratislava wird die Welt still und einsam. Stundenweit ist kein Mensch zu entdecken. Ein paar Reiher stehen neugierig auf den Sandbänken, bestaunen die Schiffe oder flattern davon.

Um diesen gemächlichen Gang etwas zu unterbrechen, schießt die Donau eine Menge Seitenarme aus. Sie tun dergleichen, als ob sie einen Abstecher in die ungarische Puszta machen wollten, kehren aber gar bald wieder zum Hauptstrom zurück, durch Wälder und Unterholz, und haben das Ufergelände dabei in eine Menge kleiner Inseln aufgelöst. Nur einmal holt ein solcher Sei-

tenarm gewaltig aus, verläßt nach Preßburg den Mutterfluß, macht sich 90 Kilometer sozusagen selbständig und gesellt sich erst nach Komarno dem Hauptwasserlaufe wieder zu. Dabei hat er die „Große Schüttinsel“ gebildet, eine Welt für sich, und den Tieren, den Vierbeinern wie den Vögeln, ein Dorado bereitet, in dem sie sich frei und sicher bewegen und entfalten.

Für den Reisenden auf dem Dampfer gibt es auf weite Strecken nicht viel Neues zu sehen. Der Aufmerksamere aber fängt nun erst recht an zu beobachten, und da entdeckt er denn allerlei Seltsames auf den Sandbänken, schaut den Fischern zu, die ihre großen, viereckigen Netze heben, und sucht nach Wild, das durch die Büsche brechen könnte.

Just die Fahrt durch diese urweltlichen Gründe, die von keinem Haus und keinem menschlichen Werk berührt waren, übten einen tiefen Zauber auf uns aus. Man ahnte den großen Zug, der in allem Naturgeschehen liegt, und wußte auf einmal, daß es einzig der Mensch mit seinen tausend Wünschen und Begierden ist, der immer wieder diese unendlichen Einheiten zerbrechen und zerstückeln muß. Diese 282 Kilometer zwischen Wien und Budapest gaben mir Besinnung